

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 17

Artikel: Eherne Klänge in der Nacht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-709476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ehernen Klänge in der Nacht

Ueber vierhundert Aktivdiensttage in einer Gemeinschaft von rund hundertfünfzig Männern bergen sicher genug Stoff für manche Soldatengeschichte. Ernst oder heiter, könnte sie auch im jährlichen WK passiert sein. Deshalb will ich das Erlebnis jener Nacht aufzeichnen, das uns allen gezeigt hat, wie es wäre, wenn ...

T. ist ein nettes Dorf mit etwas Industrie. Trotz seinen vielen Vorzügen hängt es uns zum Hals heraus. Wir wissen, daß man beim Löwenwirt keinen Seewein trinken darf, wenn man keinen Wert auf allzuviel See legt. Das Gerücht, die beiden Töchter des Gemeindeschreibers führten eine gewichtige Handschrift, hat die besonders Verwegenen unserer Batterie bereits zu Experimenten verleitet und sich bewährt. Auch unsere anfänglichen Spaziergänge über Feldwege und Wiesen sind nach und nach dem vorbereiteten Jazzteppich im Kreuz zuliebe geopfert worden. Und die Gespräche, die sich ausschließlich um die Vorgänge außerhalb der Grenzen unseres Kantons drehen, haben sich nur noch einmal mit T. beschäftigt, als man munkelte, man wolle uns einbürgern. So lange sind wir schon dort.

Dann kommt die zweite Generalmobilmachung und erinnert uns daran, daß wir auf den Baustellen vorn nicht nur im knietiefen Lehm stehen, um Dreckklumpen mit ungewohnt schmerzenden Armen und Rücken auf Karretten zu laden, damit sie ein ebenso müder Kamerad über den schmalen Laufsteg wegbugsiert, sondern daß wir bei dieser Arbeit unser eigenes Haus mit schützenden Mauern umgeben. Und sie erinnert uns daran, daß die Hindernisbahn nicht die Erfindung des kleinen, rassigen Leutnants ist, der unsere körperliche Ausbildung leitet, sondern daß der Hindernislauf uns vorbereiten soll auf die Zeit, die ganze Männer erfordert. Die Tage nach dieser Generalmobilmachung drücken jedem von uns den Karabiner fester in die Hand und es sind die Tage, an denen man manchmal vor dem Schlafengehen, auch wenn man dort nichts zu tun hat, noch in die Scheunen geht um nachzusehen, ob den Pferden nichts fehlt. Und es kommt auch vor, daß man die Schutzkappen von den Geschützrohren wegnimmt und in den gähnenden Schlund hineinstaut, wie man einmal als junger Rekrut getan. Morgens stehen wir Unteroffiziere im Ring auf der Straßekreuzung und singen den neuen Tag ein; vielleicht ist es kein Zufall, daß immer wieder das Lied von Thomas Legler und seinen Mannen von der Beresina in den jungen Tag hineintönt.

Es ist wieder wie damals bei Kriegsausbruch, als wir in der Nacht aus Zürich gezogen, als keiner wußte, wohin es ging und die klappernden Hufe alle Gespräche ersetzen. Es ist wieder wie damals, nur daß wir in der Zwischenzeit härter, sicherer geworden sind.

Während diesen Tagen gehen wir meistens früh auf unsere Zimmer, weiß man doch nie, wie lang die Nacht wird.

Mitten im Schlaf schrecke ich auf und bin hellwach. Im fahlen Mondlicht ent-

decke ich am Fußende des Bettes meinen Kameraden, Korporal M.

«Du ... ghörsch ... Chrieg, Chrieg», höre ich ihn flüstern, spüre die Spannung, die in seiner Haltung ist und nur nach und nach nimmt mein Hirn den Sinn seiner Worte auf. Jetzt höre ich auch die Glocken der nahen Dorfkirche — alle zusammen vereinigen sie sich zu einem einzigen dringenden Weckruf, reißen die Schläfer aus den Betten, mahnen — mahnen. Krieg! So ganz anders wie sonst klingen diese schrecklich-vollen Töne in der mond hellen Nacht, die sich vor meinen Fenstern in trügerisch friedlichem Bild ausbreitet. Die ehernen Schläge treiben zur Eile an ... nein, alle die Kleinigkeiten, die sich während längerer Dienstzeit anhäufen, kann man jetzt nicht mitschleppen ... nur rasch das Nötigste in den Tornister ... Socken, Wäsche, Putzzeug ... da, noch einen zweiten Waschlappen ... das da hat wohl auch noch irgendwie Platz ... eine Photo von meiner Frau — einen Moment lang halte ich es in der Hand — bim-bam — wie ertappt, verstaue ich es ... Riemen zu. Und immer wieder diese Schläge, die an den Nerven zerren. Endlich — fertig. Die Glocken kommen in diesem Augenblick auch zur Ruhe, eine nach der andern.

Was macht wohl M. Rasch bin ich drüben bei ihm. Die Tür ist angelehnt. Ich will sie aufreißen — fragen, ob er fertig ist, da erinnere ich mich. Seine Frau ist bei ihm, auf ein paar Tage. Und schon höre ich von drinnen seine flüsternde Stimme:

«Nur e-n-Uebig, schlaf nur ruehig wyter ... nei, i weiß nonig wämer umechömed ... bald ... Glogge häsch ghört ... Du traumsch goppel ...»

Ich möchte von der Türe weggehen, aber ich kann nicht, denn mir ist, als nähme er auch für mich Abschied. Und ich weiß, daß er jetzt vor dem kleinen Bettchen steht, das wir gestern noch unter viel Gelächter aus einem nahen Haus hergezögelt

haben, in dem sein kleiner Bub dem Morgen entgegenschläft.

Dann steht er neben mir und schließt behutsam die Tür hinter sich. Irgendwie finden sich unsere Hände. Druck findet Gegendruck. Dann hasten wir die Treppe hinunter, vorbei an der Hausherrin, die von uns noch irgend etwas wissen will. Zwischen den Häusern hindurch jagen wir, einer hinter dem andern, dem Batteriebüro zu. Und wie wir zwischen den Mauern durch sind, auf der offenen Straße, bleiben wir plötzlich stehen — eine Flut von rotglühenden Funken stiebt zum Himmel. Einen Moment lang bannt uns dieser irrsinnige Feuerwirbel an den Platz. Er nimmt unser ungesprochenes Dankgebet mit auf seine Kreuzfahrt in den Nachthimmel. Ein Haus brennt — ein einziges von Tausenden und Abertausenden — da kann man helfen.

Die beiden Tornister fliegen hinter einen Gartenzaun, Helm auf — und von Zentnergewicht befreite Soldatenbeine setzen sich in Trab, der Brandstätte zu. Schon viele unserer Kameraden sind dort. Um die Feuerhölle scharen sich schattenhafte Kolbolde, legen Wasserleitungen, bemühen sich, mit lächerlich feinem Strahl dem brüllenden Element Herr zu werden. Andere reißen brennende Holzbestände mit Eisenstangen befreite Soldatenbeine setzen sich in Trab, der Brandstätte zu. Schon viele unserer Kameraden sind dort. Um die Feuerhölle scharen sich schattenhafte Kolbolde, legen Wasserleitungen, bemühen sich, mit lächerlich feinem Strahl dem brüllenden Element Herr zu werden. Andere reißen brennende Holzbestände mit Eisenstangen auseinander, um mit kleineren Brandherden besser fertig zu werden. Dort drüben splittern Aexte eine Holzwand entzwei, Zugang schaffend für die Leute mit dem Wasser. Im Schein der wirbelnden Feuerfahnen wachsen riesenhafte Schattenbilder, — Titanen im Kampf mit aufgeblähten gehörnten Riesentieren. Unsinnig, wie die Tiere immer wieder gegen das Feuer anrennen wollen. Aber unsere braven Bauern werden mit der sich wie wahnsinnig gebärdenden, bockenden, brüllenden Herde nach einiger Mühe schon fertig.

Im angrauenden Morgenlicht kracht das Dachgebälk in sich zusammen und peitscht



Im Schein der wirbelnden Feuerfahnen wachsen riesenhafte Schattenbilder

nochmals, zum letztenmal, eine Flimmergarbe himmelwärts. Nach und nach ersterben die züngelnden Herde. Jetzt, wo sie ihre Hauptarbeit geleistet haben, erliegen sie den vernichtenden Strahlen aus den Strahlrohren und hauchen ihr Leben in aufzischenden grünen Nebelgebilden aus.

Die morgendliche Sonne leuchtet in müde, rufigeschwärzte Soldatengesichter. Sie sind auf dem Rückweg in die Kantonenmente. Der Dienst ruft.

Das Hauptverlesen ist vorbei. Schwatzend vertilgen wir am langen Holztisch die Gaben des Küchenentgers.

«Machst Du nachher einen Jaß?»

«Nein, ich mag heute nicht.»

«Und Du?»

«Ich auch nicht, ich geh' früh nach Hause.»

«Du?»

«Auch schlafen.»

Die Köpfe hängen wieder über den Tellern.

«Wirklich so müde?»

Die Köpfe nicken und essen weiter. Und dann verschwindet einer nach dem andern.

Ich mag noch nicht ins Bett. Eigentlich könnte ich nach der Brandstelle sehen. Vielleicht gibt es dort irgend etwas zu tun.

Wie ich näherkomme, entdecke ich geschäftiges Treiben zwischen den Trümmern. Balken werden an einen Haufen zusammengeschleppt, eine halb eingestürzte Mauer ganz eingerissen — die halbe Batterie ist da. Auch die Schlafmützen vom Nachlassen und sie gehen erst mit allen andern weg, erst dann, wenn auch weniger schlaftrunkene Augen nichts mehr sehen können — keine Arbeit und keine Möglichkeit zu helfen.

Four. F. R.

Helfende Schweiz

Der Begründer des Roten Kreuzes, Henri Dunant, hat mit der ganzen Leidenschaft seines Herzens in die Welt hinausgerufen: «Weg mit den Grenzpfählen, wenn das Leid klagt! Helfen, lindern, lieben!» Sein Werk erfährt heute einen Einsatz, wie wohl kaum zuvor. Das Rote Kreuz nimmt sich des Flüchtlings an, den der Sturm in unser Land gefegt hat. Es sorgt für die Internierten, die der Krieg versprengt. Es ruff Tausende von kriegsgeschädigten Kindern zu längeren Erholungsaufenthalten in unsere Berge und Städte. Es schickt Boten, aufopfernde Männer und Frauen hinaus in die Hungerländer, damit sie dort Not und Elend lindern, Suppenküchen eröffnen, Heime für Waisenkinder leiten, die Aermsten in den Interniertenlagern betreuen. Steht diese Tätigkeit nicht im Gegensatz zu unserem Durchhaltewillen? Der Flüchtling, der Internierte, das Auslandkind, sie alle essen von unserem kärglich gewordenen Schwarzbrot, von unserem rationierten Fleisch. Die Hilfswerke im Ausland, in Griechenland, Finnland, Frankreich usw., die vielen Patenschaften brauchen viel Geld, schweizerisches Geld, das auch im Inland dringend Verwendung fände. — Unsere Parole aber muß sein: **Durchhalten auch im Helfen!**

Seitdem der edle Niklaus von der Flüe das schöne Wort gesprochen: «Ihr sollt die christliche Liebe auch gegen die Ausländischen aufrecht erhalten», gehört es geradezu zum Wesen der Schweiz, mildtätig zu sein, auch über die Grenzen hinaus, auch in Zeiten, da wir selber nicht mehr aus dem Vollen schöpfen. Eine Schweiz, die nur noch für sich selber sorgen würde, eine Schweiz, die ihre christlich humanitären Verpflichtungen nicht mehr erfüllen würde, würde sich selber untreu werden und verdiente nicht, mit derselben Glut verteidigt zu werden, wie unsere heilende und helfende Schweiz.

Die Schweizerheime in Frankreich bieten den kriegsgeschädigten Kindern nicht nur Obdach und Nahrung, sie werden von den schweizerischen Helferinnen auch zu Ordnung und Sauberkeit erzogen, sie lernen nähen und einen Haushalt besorgen, gärtnern und schreinern. Im Sinne Pestalozzis, der selbst im ärmsten Kinde die Selbstkraft und Selbstachtung zu wecken suchte. In den Schweizer Baracken der Flüchtlingslager bekommen die Leute nicht nur eine nahrhafte Suppe oder eine Tasse Milch; die Schweizer, die ihr kümmerliches Leben teilen, halten in ihnen auch den Glauben an die menschliche und göttliche Güte wach. Die Kinder, von liebenden Pflegeeltern in die Schweiz eingeladen, werden nicht nur aufgefüttert und neu eingekleidet. Es wird in ihnen auch ein Lichtlein angezündet, das sie hinaustragen in ihr dunkles Heimatland. Kraft soll in ihnen wachsen und Freudigkeit, einmal dort wieder aufzubauen, wo so ungeheuer viel zerstört worden ist.

Aus den Briefen der kriegsgeschädigten Kinder, aus den Schreiben ihrer Mütter, strömt eine Fülle von Dankbarkeit in unser Land. Jedes Kind das wieder gesund an Leib und Seele in seine Heimat zurückkehrt, nimmt einen Schatz an schönsten Erinnerungen mit. «Vive la Suisse» tönt es stets, wenn ein Zug mit ausländischen Ferienkindern zum Schweizerbahnhof hinausrollt. Sie soll leben bleiben, die herrliche Schweiz, das ist der Wunsch aller, die ihre Hilfe und ihren Segen erfahren durften.

Durch die Erfüllung ihrer humanitären Aufgaben ist und bleibt die neutrale Schweiz inmitten unseres kriegsdurchwühlten Kontinents ein Wunden heilender Pol.

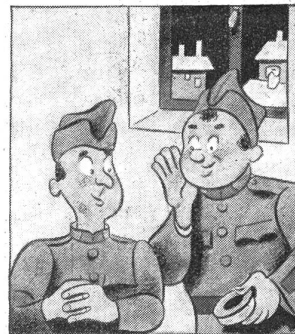
Helene Stucki.



Paul: „Fein, drei Päckli für mich! Das grösste natürlich von der Mutter!“



Peter: „Ihr könnt lachen, — an mich hat natürlich wieder niemand gedacht.“
Paul: „Oh doch, meine Mutter!“



Paul: „Diesmal schickt sie gleich zwei Schachteln Gaba; eine sei für den Peter, der immer Durst und oft Husten hat.“



Gaba nehmen — Gaba nützt,
Gaba schicken — Gaba schützt.